

## PREDIGT 5

*In hoc apparuit caritas dei in nobis, quoniam filium suum unigenitum misit deus in mundum ut vivamus per eum* (I Joh.4,9)

Referat Claus Henneberg am 22.4.2013

Von der PREDIGT 5 am ersten Sonntag nach Dreifaltigkeit gibt es zwei Fassungen, von denen die eine wahrscheinlich die Bearbeitung oder schlechtere Nachschrift des ursprünglichen Textes zu sein scheint und die inkriminierten Stellen etwas glättet (Quint, DW I,S.84). Und das war bestimmt nötig angesichts der unerhörten Behauptungen des Meisters, wie die Prozessakten beweisen. Beide Fassungen stehen unter dem Wort des Johannes: „Darin ist uns Gottes Liebe geoffenbart, dass er seinen Sohn in die Welt gesandt hat, auf dass wir durch ihn und mit ihm leben.“ Ich behandle hier die ursprüngliche Fassung.

Gleich zu Beginn der Homilie stoßen wir auf die höchst provokante Stelle: „dass Jesus Christus, mein lieber Herr, mir alles das zu eigen gemacht (hat), was er in sich besitzt.“ Ja sogar: „dass der Vater es in allem dem, was er seinem Sohn Jesus Christus je in der menschlichen Natur verlieh, eher auf mich abgesehen und mich mehr geliebt hat als ihn und es mir eher verlieh als ihm. Wieso denn? Er gab es ihm um meinetwillen, denn mir tat es not. (...) Ich nehme da nichts aus, weder Einigung noch Heiligkeit der Gottheit noch irgend etwas.“ Genau diese Äußerung ist in Artikel 11 der Päpstlichen Bulle als ketzerisch verurteilt worden.

Um Eckharts Aussage richtig zu verstehen, müssen wir zwischen der menschlichen Natur Jesu und Christus als Person der Dreifaltigkeit unterscheiden; denn Christus hat in der Inkarnation zwar die menschliche Natur, nicht aber die menschliche Person angenommen, womit wir einen wesentlichen Aspekt der Inkarnationslehre Eckharts berühren (Kommentar DW). Immerhin aber hat Gott seine Gabe der Natur des Menschen „völlig einfach und vollkommen ohne Teilung und nicht in der Zeit, immerzu (nur) in der Ewigkeit“ gegeben. Es ist damit das menschheitliche So-Sein gemeint, das der Schöpfergott in sein Sein erhöht und darin erhält. Da Gott diese völlig einfache und vollkommene Gabe aber immerzu nur in der Ewigkeit verleiht, „müssen (auch) wir in der Ewigkeit sein, erhaben über die Zeit.“

Es ist dies der Standpunkt des ‚*Sub specie aeternitatis*‘ (Baruch Spinoza, 1632-1677)), von dem aus der Mensch die Dinge sozusagen mit den Augen Gottes in der Ewigkeit sieht. Der Mensch erkennt dann die Idee und den Sinn aller Dinge, und „dort werden wir von Gott empfangen, was wir von Gott haben sollen.“ Und weil Gott „nichts außerhalb seiner erkennt, sondern sein Auge nur auf ihn selbst gerichtet ist, (...) darum sieht uns Gott nicht, wenn wir in Sünden sind. Drum: So weit wir in ihm sind, so weit erkennt uns Gott, das heißt: soweit wir ohne Sünde sind.“ Wie aber steht es um „alle Werke, die unser Herr je wirkte, - die hat er mir so zu eigen gegeben, dass sie für sich nicht weniger lohnwürdig (mhd. *lonbar*) sind als meine eigenen Werke, die ich wirke.“ Was nämlich die guten Werke betrifft des Menschen betrifft, der unmittelbar zu Gott steht und in dieser Unmittelbarkeit von Gott empfängt, so partizipierten sie eben von seiner Gutheit, insofern (lat. *inquantum*) sie aus dieser

Unmittelbarkeit gewirkt werden (Kommentar DW).

An dieser Stelle schaltet sich ein Zuhörer ein und fragt: „Da nun uns allen sein (Jesu) ganzer Adel (!) gleich eigen und gleich nahe ist, mir wie ihm, weshalb empfangen wir denn nicht Gleiches? Ach (sagt Eckhart), das müsst ihr verstehen! Wenn einer zu dieser Spende kommen will, dass er dieses Gut gleicherweise und die allgemeine und allen Menschen gleich nahe menschliche Natur empfangen, dann ist es dazu nötig, dass (...) du in der menschlichen Gesellschaft gleich stehst, dir selbst nicht näher als einem andern.“ Das heißt: Dass du dem Gebot Jesu folgst: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!“ (Mark.12,31; Matth.22,39) Ich verweise auf die vorige PREDIGT, in der das Gebot der Nächstenliebe ausführlich behandelt wird.

Doch es gibt im biblischen Zitat noch einen zweiten Sinn, den es zu erforschen gilt: „Er sandte ihn in die Welt.“ Für gewöhnlich wird dieses Wort so ausgelegt, dass Christus als Heilsbringer in unsere gemeine alltägliche Welt kommt, was ja auch nicht falsch ist. Meister Eckhart versteht es anders und sagt: „Nun wollen wir (darunter) die große Welt verstehen, in die die Engel schauen.“ In der gebesserten Fassung dieser PREDIGT entspricht diese „grosse Welt“ der inneren Welt im Gegensatz zur realen äußeren. „Wie (aber) sollen wir sein? Wir sollen mit unserer ganzen Liebe und mit unserem ganzen Verlangen dort sein, wie Sankt Augustinus sagt: Was der Mensch liebt, das wird er in der Liebe (*amor enim amantem transformat in amatum*, *In Sapientia*.n.34). Daraus ergibt sich: „Sollen wir nun sagen: Wenn der Mensch Gott liebt, dass er dann Gott werde? Das klingt, als wenn es Unglaube wäre.“ Und Eckhart setzt noch eins drauf und erklärt: „In der Liebe bin ich mehr Gott, als ich in mir selbst bin. (...) Das klingt verwunderlich, dass der Mensch in solcher Weise Gott zu werden vermag in der Liebe; jedoch ist es wahr in der ewigen Wahrheit. Unser Herr Jesus beweist es.“ Es ist zu befürchten, dass die Ankläger auch diese Stelle für ketzerisch hielten.

Auf die ungewöhnliche Deutung „große Welt“ (lat. *mundum*) ist die von den Engeln geschauten Welt kommt Eckhart durch den ähnlichen Klang der lateinischen Wörter *mundum* und *mundus* (zu Deutsch ‚rein‘). Er bezieht sich dabei auf den spätantiken Philosophen Boethius, der gesagt habe: „Welt bedeutet Reinheit. Er meint damit die Seele. (...) Und die Seele ist Gott, wenn sie eingegangen ist in das reine Bild, das nach der Welt der Gottheit gebildet ist“ (Eckhart, *In Sapientia*.n.137 ff). Eckharts Schlussfolgerung lautet: „Gott hat keine eigentlichere Stätte als ein reines Herz und eine reine Seele; dort gebiert der Vater seinen Sohn, wie er ihn in der Ewigkeit gebiert, nicht mehr und nicht weniger.“ Das Gegenteil eines reinen Herzens ist eines, das von allen Kreaturen verunreinigt und befleckt ist, „weil sie ein Nichts sind; denn das Nichts ist ein Mangel und befleckt die Seele.“ Wir staunen, dass Eckhart hier sogar die Engel für ein Nichts hält, wahrscheinlich weil auch sie geschaffen sind. Gäbe es nun keinen Unterschied zwischen den Dingen und wären sie eins, dann würde auch eine glühende Kohle in der Hand nicht brennen; „Das kommt allein vom ‚Nicht‘, und wären wir frei vom ‚Nicht‘, so wären wir nicht unrein.“ Wir ersparen uns hier einen Ausflug in die Hölle, in der nach Eckharts fortschrittlicher Meinung eben nicht das Feuer wehtut, sondern das ‚Nicht‘, - nämlich das Getrenntsein von Gott.

Die Homilie endet mit der Auslegung des Satzteil: „Wir leben (Eckhart ergänzt frei:) *in* ihm mit ihm. (...) Leben wir denn also mit ihm, so müssen wir auch von innen her *in* ihm wirken,

so dass wir nicht von außen her wirken; wir sollen vielmehr daraus bewegt werden, woraus wir leben, das heißt: durch ihn. (...) So wie Gott alle Dinge aus seinem Eigenen und durch sich selbst wirkt, so müssen (auch) wir aus dem Eigenen wirken, das er in uns ist. Er ist ganz und gar unser Eigen, und alle Dinge sind unser Eigen in ihm.“ Deshalb „müssen wir ihn gleicherweise in allen Dingen nehmen, in einem nicht mehr als in dem andern, denn er ist in allen Dingen gleich.“ Aus diesem Grund ist es „völlig verkehrt“, wenn die Leute „Gott durchaus (nur) in einer Weise des Sichversenkens besitzen (wollen) und in der anderen nicht. (...) Wer Gott in rechter Weise nehmen soll, der muss ihn in allen Dingen gleicherweise nehmen, in der Bedrängnis wie im Wohlbefinden, im Weinen wie in Freuden; überall soll er dir gleich sein. Glaubst du, dass, weil du (...) weder Andacht und keinen Ernst hast, (auch) Gott nicht hast, und ist dir das dann leid, so ist *dies* eben jetzt (deine) Andacht und (dein) Ernst.“

Es erstaunt uns kaum, dass der ‚*lebmeister*‘ Eckhart die Menschen in ihrem Allerbesten nimmt und so in ihrer Schwachheit und ihrem Versagen tröstet. Er sagt: „Darum sollt ihr euch nicht auf irgendeine Weise verlegen, denn Gott ist in keiner Weise weder dies noch das.“ Denn eine bestimmte Weise wäre ja wiederum menschliche Behinderung des göttlichen Wirkens im Menschen und kein reines Empfangen (Kommentar DW). „*Wir* sind die Ursache aller unserer Hindernisse. Hüte dich vor dir selbst, so hast du wohl gehütet. Und ist es so, dass wir’s nicht nehmen *wollen*, so hat er uns (doch) dazu erwählt.“ Es liegt also an uns, die wir nicht nur Berufene, sondern Erwählte sind, ob sich in unserer Seele, nachdem wir sie - wie von Engeln „*gefegt*“ (PREDIGT 78 DW) - gereinigt haben, Gottes Liebe offenbart (I Joh.4,9). Die Art und Weise dieser Offenbarung können wir jedoch in keiner Weise bestimmen; denn Gottes Weise ist ohne Weise (mhd. *wise ane wise*). -

Abschließend ist noch zu bemerken, dass die PREDIGT 5 ausnahmsweise ohne Gebet endet, weshalb ich sie - musikalisch ausgedrückt - als des Meisters ‚Unvollendete‘ bezeichnen möchte.

(Stichwort: *Reinheit*)